

## Einführung

von Peter Scholz und Johannes Süßmann

„Adelsbilder“ haben wir die Sektion des Konstanzer Historikertags 2006 genannt, die hier dokumentiert wird<sup>1</sup> – damit führen wir unseren Gegenstand als etwas ein, das eine Betrachtung aus verschiedenen Blickwinkeln verlangt. Denn Adelsbilder, das sind zum ersten die Vorstellungen, die wir vom Adel hegen; die Vorurteile, mit denen wir ihm gegenüber treten; die Erwartungen, die wir an ihn richten; alles, was Betrachter für typisch adlig und dem Adel angemessen halten; letztlich das „Gedankenbild“ oder der Begriff, den Außenstehende sich vom Adel machen.<sup>2</sup> Adelsbilder, das sind zum zweiten aber auch die Selbstdarstellungen des Adels; die Vorstellungen, die er von sich pflegt; die Art und Weise, wie er sich gibt, um (seiner Meinung nach) angemessen wahrgenommen und anerkannt zu werden; man könnte dies als sein nach außen gekehrtes Selbstverständnis bezeichnen. Zum dritten sind Adelsbil-

1 Die Vorträge wurden im Frühjahr 2007 druckfertig gemacht. Nur noch die Einleitung fehlte, als die Lebensumstände der Beteiligten sich durch drei Berufungen so einschneidend änderten, dass an die geplante zügige Fertigstellung des Bandes nicht mehr zu denken war. Wenn die Beiträge nun auf Wunsch der Herausgeber unverändert vorgelegt werden, geschieht dies nicht allein, weil jede Überarbeitung den damaligen Diskussionszusammenhang verwischt hätte. Es liegt dieser Entscheidung auch die Überzeugung zugrunde, dass der vorgeschlagene Ansatz durch den Fortgang der Forschung bislang nicht überholt worden ist. – Die Herausgeber danken den Beiträgern für ihre Geduld, dem Verlag, den Verantwortlichen für die Reihe und der HZ-Redaktion für ihr so freundliches wie unerbittliches Drängen. Beides hat das Erscheinen erst möglich gemacht.

2 Der Ausdruck „Gedankenbild“ stammt von Droysen. Er bezeichnet damit das Ziel geschichtswissenschaftlicher Forschung: „die Forschung, das wahre  $\iota\sigma\tau\omicron\theta\epsilon\iota\nu$  geht den entgegengesetzten Weg; sie ist sich bewusst, dass sie es mit einem Material zu tun hat, welches in der Gegenwart steht, und dass sie von diesem Punkt aus in die Vergangenheit zurückgeht; oder genauer zu sprechen, dass sie, diesen Punkt in der Gegenwart, dies Gewordene und Vorhandene analysierend und interpretierend, das Gedankenbild einer Vergangenheit zeichnet, die tot wäre und bliebe, wenn die Forschung nicht jenen Punkt gleichsam wieder erweckte und auseinander legte; wir dürfen sagen, das Wesen der Forschung ist, in dem Punkt der Gegenwart, den sie erfasst, die erloschenen Züge, die latenten Spuren wieder aufleben, einen Lichtkegel in die Nacht der Vergangenheit rückwärts strahlen zu lassen.“ *Johann Gustav Droysen, Historik. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 1: Rekonstruktion der ersten vollständigen Fassung der Vorlesungen (1857). Grundriss der Historik in der ersten handschriftlichen (1857/1858) und in der letzten gedruckten Fassung (1882). Textausgabe v. Peter Leyh. Stuttgart-Bad Cannstatt 1977, 9f.*

der, sofern man sie wörtlich nimmt, konkrete Gegenstände: bemalte Leinwände, bedrucktes oder belichtetes Papier, behauene Steine, die durch visuelle Zeichen die Bedeutung ‚Adel‘ erzeugen und sie mit bestimmten Attributen versehen. Jede dieser drei Dimensionen wird seit langem einzeln diskutiert. Welche neuen Einsichten man gewinnt, wenn man sie über die Epochen der europäischen Geschichte und Kultur hinweg aufeinander bezieht, soll der hier vorgelegte Band zeigen.<sup>3</sup>

An ausgewählten visuellen Zeugnissen möchten wir vorführen, wie durch deren Analyse ein adliger Habitus freigelegt werden kann: eine bestimmte Haltung, ein Denk- und Handlungsstil, der starke gesellschaftliche Wirkung entfaltete und zu einer Modifikation herkömmlicher Vorstellungen vom Adel zwingt. Im Folgenden thematisieren wir zunächst die Bildhaftigkeit unserer Zeugnisse. Wir legen dar, welches Material wir für unsere Untersuchungen ausgewählt haben. Die Quellenkritik, die Historiker immer üben müssen, erfordert in diesem Fall, die Medialität visueller Zeugnisse, ihren Status und die dadurch erzeugte Kommunikationsweise zu bestimmen; dafür greifen wir auf Begriffe und Ergebnisse aktueller bildwissenschaftlicher Diskussionen zurück.<sup>4</sup> In einem zweiten Schritt wird erörtert, was wir den visuellen

---

3 Die thematische Beschränkung der Beiträge auf die europäische Kultur ist der pragmatischen Entscheidung geschuldet, die Referate der Sektion auf dem Konstanzer Historikertag als geschlossene Einheit zu dokumentieren. Die darin geleistete exemplarische Analyse verschiedener prominenter Adelsbilder aus den vier großen Epochen der europäischen Geschichte will und kann nicht mehr als einen Grundstein legen. Erst auf dessen Basis kann sinnvollerweise ein Vergleich mit anderen Kulturen gesucht werden, wie Walter Demel ihn im Ausblick unternimmt.

4 „Bildwissenschaft“ werden aktuelle Versuche genannt, die Kunstgeschichte zu einer allgemeinen Theorie und Analyse visueller Kommunikation zu erweitern. Die Anstöße kamen zumeist aus der Philosophie, der Medienwissenschaft, der Kulturtheorie, während die Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker darüber streiten, ob sie dieser Nachfrage entsprechen oder auf der Besonderheit ihres Gegenstands beharren wollen, vgl. *Andreas Schelske*, Die kulturelle Bedeutung von Bildern. Soziologische und semiotische Überlegungen zur visuellen Kommunikation. Wiesbaden 1997; *Klaus Sachs-Hombach*, Das Bild als kommunikatives Medium. Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft. 2., leicht verb. Aufl. Köln 2006; *ders.* (Hrsg.), Bildwissenschaft. Disziplinen, Themen, Methoden. Frankfurt am Main 2005; *Martin Schulz*, Ordnungen der Bilder. Eine Einführung in die Bildwissenschaft. München 2005; *Horst Bredekamp*, A Neglected Tradition? Art History as Bildwissenschaft, in: *Critical Inquiry* 29, 2003, 418–428; *Herbert Burda/Christa Maar* (Hrsg.), Iconic Turn. Die neue Macht der Bilder. Köln 2004; *Lambert Wiesing*, Artificielle Präsenz. Studien zur Philosophie des Bildes. Frankfurt am Main 2005; *Birgit Mersmann/Martin Schulz* (Hrsg.), Kulturen des Bildes. München 2006; *Gottfried Boehm*, Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens. Berlin 2007; *Hans Belting* (Hrsg.), Bilderfragen. Die Bildwissenschaften im Aufbruch. München 2007; *Stefan Ritter*, Alle Bilder führen nach Rom. Eine kurze Geschichte des Sehens. Stuttgart 2008, bes. 33–102. Im angelsächsischen Bereich werden vergleichbare Ansätze unter den Schlagworten *pictorial turn* und *visual culture* diskutiert, vgl. *William J. Thomas Mitchell*, The Pictorial Turn, in: *Artforum* 30, 1992, 89–94; *ders.*, Picture Theory. Essays on

Zeugnissen entnehmen können. Handelt es sich bloß um geschönte Darstellungen, Ideale, Normvorstellungen? Oder lässt sich darin etwas entdecken, das vielmehr den Charakter eines Faktums besitzt: eines Handelns, das tatsächlich stattfand und die gesellschaftliche Wirklichkeit bestimmte? Im dritten Abschnitt wird es um unseren Adelsbegriff gehen und die Frage, wie universalisierbar er ist. Der vierte umreißt die verschiedenen Beiträge und wirft zuletzt die Frage nach unserem Erkenntnisinteresse und dem Gegenwartsbezug unserer Ergebnisse auf.

## I. Visuelle Zeugnisse vom Adel: „Ikonen“ und „Bildakte“

Wer nach visuellen Zeugnissen sucht, die Adlige darstellen und etwas über Adel verraten, findet je nach Geschichtsepoche und Kultur anderes Material. Das ergibt sich schon aus der unterschiedlichen Überlieferungslage. Von der Malerei der Antike ist fast nichts auf uns gekommen, profane Gegenstände mittelalterlicher Malerei sind beinahe nur in Form von Miniaturen erhalten. Je weiter eine Epoche zurückliegt, umso häufiger haben nur öffentliche Bildnisse aus Marmor und anderem Stein – und schon weitaus weniger aus Erz – den Zahn der Zeit, die Wut der Bilderstürme oder die Missachtung der Nachgeborenen überstanden.<sup>5</sup>

Ungleichartig erscheinen die auffindbaren Zeugnisse aber auch, weil jede Epoche andere Medien hervorbrachte oder die gleichen Medien anders gebrauchte als die

---

Verbal and Visual Representation. Chicago 1994; ders., *Showing Seeing. A Critique of Visual Culture*, in: *Journal of Visual Culture* 1, 2002, 165–181; ders., *What do Pictures Want? The Lives and Loves of Images*. Chicago/London 2005; *Margarita Dikovitskaya, From Art History to Visual Culture. The Study of the Visual after the Cultural Turn*. Cambridge, Mass. 2005; *Nicholas Mirzoeff (Eds.), The Visual Culture Reader*. London/New York 1998; ders., *An Introduction to Visual Culture*. London/New York 1999. Einen guten Überblick über mögliche Konsequenzen für die Geschichtswissenschaft bietet *Gerhard Paul, Von der Historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung*, in: ders. (Hrsg.), *Visual History. Ein Studienbuch*. Göttingen 2006, 7–36.

5 Zu untersuchen bleiben die Geschlechterordnungen, die der Produktion und Überlieferung des Materials wie auch dem heutigen Umgang damit zugrunde liegen. Dass uns aus Kulturen wie dem klassischen Griechenland ausschließlich Darstellungen männlicher Adliger vor Augen stehen, ist ebenso wenig Zufall wie die funktionale Aufgabenteilung, die den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Darstellungen adliger Männer und Frauen zu entnehmen ist. Auch die Möglichkeiten von Frauen, als Stifterinnen und Auftraggeberinnen Adelsbilder mitzubestimmen oder sie selbst künstlerisch zu gestalten, müssten von Gesellschaft zu Gesellschaft erst einmal ausgelotet werden. Hier steht die Forschung noch vor enormen Aufgaben.

vorangegangene und die nachfolgende. Die profanen Standbilder, die in der Antike den öffentlichen Raum der Plätze, Markthallen, Tempelbezirke, Ausfallstraßen beherrschten, haben im frühen und hohen Mittelalter keine Entsprechung<sup>6</sup>, tauchten seit dem Spätmittelalter aber in verwandelter Form wieder auf, ehe die Nachkriegsmoderne sie abermals zurückdrängte. Die griechische Vasenmalerei fand keine Fortsetzung, die mittelalterliche Buchmalerei wurde durch den Druck modifiziert. Das Aufkommen mobiler Einzelbilder in Form von Drucken oder Gemälden bedeutet mediengeschichtlich einen vielleicht noch tieferen Einschnitt als die Erfindung der Fotografie oder die elektronische Bildverarbeitung. Diese Geschichtlichkeit aller visuellen Medien lässt eine epochenübergreifende Einheitlichkeit des Materials nicht zu. Deshalb werden in diesem Band Statuen ebenso als Adelsbilder analysiert wie Fresken und Glasmalereien, Tafelgemälde und Drucke ebenso wie Photographien. Umso dringlicher stellt sich die Frage, was angesichts dieser Disparität der Bildträger und Medien das Auswahlkriterium war; woraus sich also das *tertium comparationis* unseres Materials ergibt.

Der Inhalt der Bilder: dass sie Adlige darstellen, reicht nicht aus. Denn dann hätte man auch griechische Vasen oder mittelalterliche Stundenbücher heranziehen können, frühneuzeitliche Embleme oder private Schnappschüsse. Hinzukommen musste vielmehr ein doppelter Gesichtspunkt: Alle Bildzeugnisse sollten auf den ersten Blick als Adelsdarstellungen erkennbar, das heißt zumindest durch ihre Ikonographie in unserem Bildgedächtnis verankert sein, mithin eine memoriale Präsenz aufweisen. Und sie sollten – zum zweiten – alle dem gleichen Gebrauch gedient haben, nämlich der öffentlichen Sichtbar-Machung von Adel. Beides bedarf der Erläuterung.

Wir alle haben Vorstellungen, wie bestimmte Adelsgruppen zu bestimmten Zeiten beschaffen waren. Diese Vorstellungen gerinnen zu Bildern, die eine Fülle von Einzelwissen (über Familienverhältnisse, Besitz, Ämterlaufbahnen, Herrschaftsaufgaben, Mentalität und Selbstverständnis) zusammenfassen und sie zum Zweck leichterer Erinnerung zu visuellen Einheiten verdichten. Ein abstraktes Konzept oder ein Begriff, bei Wissenschaftlern vielleicht eine ganze Theorie wird in ein Bild gefasst.<sup>7</sup> Häufig gehen diese inneren Bilder auf die Kenntnis äußerer Werke zurück

---

6 Das macht Ausnahmen wie die Naumburger Stifterfiguren so faszinierend.

7 Zur Erkenntniskritik dieses Vorgangs vgl. Klaus Sachs-Hombach (Hrsg.), *Bilder im Geiste. Zur kognitiven und erkenntnistheoretischen Funktion piktorialer Repräsentationen.* (Philosophie & Repräsentation, Bd. 3.) Amsterdam 1995.

– wenn beide sich nicht sogar ununterscheidbar ineinanderschieben. Dazu veranlassen schon unsere Schulbücher und Lexika, indem sie Textpassagen über den römischen Senat damit illustrieren, dass sie am Seitenrand die Statue eines Togaträgers abbilden.<sup>8</sup> Oder sie versinnbildlichen den mittelalterlichen Ritter durch Miniaturen aus der Manessischen Liederhandschrift, den frühneuzeitlichen Kavalier durch Porträts von Van Dyck. Zahllose Ausstellungspräsentationen wiederholen und verfestigen diese Überblendungen; in populären Geschichtsphantasien vom Denkmal über den Comic bis zum Historienfilm sind sie ein beliebtes Mittel der Begeugung. Das heißt: Es gibt einen von der Tradition geschaffenen Vorrat von Geschichts- und so auch von Adelsbildern, der auf reale Bildwerke zurückgeht, diese aber in einem übertragenen Sinn gebraucht, um damit ein Bündel von Vorstellungen, Klischees, Wissensbeständen zu evozieren, die darunter abgespeichert sind. Man könnte dies mit einem Begriff aus der Semiotik „ikonische“ Bildverwendung nennen.<sup>9</sup> Bestimmte Bildzeugnisse, die kanonisch geworden und fest im Bildgedächtnis der europäischen Kultur verankert sind, bestimmen stellvertretend unsere Erinnerung an adlige Herrschaftsausübung und -repräsentation.

Vor einem solchen Gebrauch konkreter Darstellungen als Zeichen für umfassende Geschichtsvorstellungen haben die Bildwissenschaften große Warntafeln aufgestellt. Wegen der Ähnlichkeit zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten tendiere diese Verwendung dazu, das Zeichen (die Adelsdarstellung) als Abbild des Bezeichneten (der historischen Adelsgruppe) misszuverstehen. Die Bilder blieben nicht neutral. Keineswegs dienten sie bloß als Gedächtnisstütze, vielmehr präfigu-

---

8 Reiches Material aus Jugend-, Schul- und Lehrbüchern der Zeit vor dem 19. Jahrhundert findet sich in „Pictura Paedagogica Online“, dem Digitalen Bildarchiv zur Bildungsgeschichte, <http://bbf.dipf.de/virtuellesbildarchiv/index.html> (23.8.11). Eine Reflexion des gegenwärtigen Umgangs mit Bildern aus geschichtsdidaktischer Sicht unternehmen *Michael Sauer*, *Bilder im Geschichtsunterricht. Typen, Interpretationsmethoden, Unterrichtsverfahren*. 3. Aufl. Seelze-Velber 2007; *Klaus Bergmann*, „...so ist das Bild immer notwendig ein beschränktes“. *Historisches Denken durch Bilder*, in: Gerhard Schneider (Hrsg.), *Die visuelle Dimension des Historischen*. Hans-Jürgen Pandel zum 60. Geburtstag. (Forum Historisches Lernen.) Schwalbach 2004, 9–20; *Christoph Hamann*, *Visual history and Geschichtsdidaktik*. Beiträge zur Bildkompetenz in der historisch-politischen Bildung. Herbolzheim 2007.

9 Um das Verhältnis zwischen einem Zeichen und dem davon Bezeichneten zu analysieren, unterscheiden die Semiotiker seit Peirce den ikonischen Bezug, der auf äußerer Ähnlichkeit zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten beruht, von dem indexikalischen, der hinweisenden oder anzeigenden Charakter hat und dem symbolischen, der völlig arbiträr ist, vgl. *Andreas Schelske*, *Bedeutung oder Bezeichnung*, in: Klaus Sachs-Hombach/Klaus Rehkämper (Hrsg.), *Vom Realismus der Bilder. Interdisziplinäre Forschung zur Semantik bildlicher Darstellungsformen*. Magdeburg 2000, 147–158.

rierten, ja manipulierten sie unsere Vorstellungen der historischen Wirklichkeit. Dass sie künstliche Arrangements sind: idealisiert, zweckgebunden, tendenziös, gerate aus dem Blick. Ja, man kann diese Bildkritik noch zuspitzen. Der ikonische Gebrauch von Adelsdarstellungen als Merkzeichen für Geschichtsvorstellungen verleiht den Bildern eine Macht, die sie in ihrer Entstehungszeit nie hatten. Denn der zeitgenössische Verwendungszusammenhang beschränkte ihre Aussage, auch gehörte noch zur lebendigen Erfahrung der Menschen, was die Bilder ausblenden. Als ikonische Zeichen dagegen verwenden wir die Bilder abgelöst von ihrem zeitgenössischen Kontext und Erfahrungshorizont – also ohne jegliches Korrektiv?

Der Kunsthistoriker Horst Bredekamp hat im Hinblick auf Denkmäler und Bild Darstellungen historischer Ereignisse den Begriff des Bildakts geprägt.<sup>10</sup> Analog zum Sprechakt<sup>11</sup> soll jener Begriff Bilder als Handlungen verstehbar machen, die „zur Welt der Ereignisse in einem gleichermaßen reagierenden wie gestaltenden Verhältnis“ stehen. „Sie geben Geschichte nicht nur passivisch wieder, sondern vermögen sie wie jede Handlung oder Handlungsanweisung zu prägen: als *Bildakt*, der Fakten schafft, indem er Bilder in die Welt setzt.“

Brekamp konzentriert sich auf eine bestimmte Art von Bildern, nämlich auf solche, die mit dem Ziel geschaffen wurden, Geschichte darzustellen und zu deuten. Es sind aber nicht nur Historiendarstellungen, die ikonisch verwendet werden. Bilder können diese Wirkung auch erst nachträglich auf der Rezeptionsseite erlangen. Dann wäre es unser – unreflektierter? – Gebrauch, der sie zu historiographischen Bildakten macht. Sind die Geschichtsvorstellungen, die wir daran heften, also unvermerkte Wirkungen ästhetischer Suggestion? Lassen wir uns, wenn wir Adelsbilder ikonisch gebrauchen, davon in unseren Vorstellungen manipulieren? Oder haben wir wegen der „epitomatorische[n] Natur des Geistes“<sup>12</sup> gar keine andere Mög-

---

10 Horst Bredekamp, Bildakte als Zeugnis und Urteil, in: Monika Flacke (Hrsg.), *Mythen der Nationen*. 1945 – Arena der Erinnerungen. [Katalog der Ausstellung] Deutsches Historisches Museum, Berlin, 2. Oktober 2004 bis 27. Februar 2005. Bd. 1, Mainz 2004, 29–66; die folgenden Zitate dort 29f. Neuerdings ders., *Theorie des Bildakts*. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2007. Frankfurt am Main 2010.

11 John R. Searle, *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge 1969 u.ö. Deutsch unter dem Titel: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Übers. v. Renate u. Rolf Wiggershaus. Frankfurt am Main 1971 u.ö. Vgl. Götz Hindelang, *Einführung in die Sprechakttheorie*. Tübingen 2000.

12 „In dieser Übertragung aber tritt sofort die epitomatorische Natur des Geistes ein; er kann nur in sich aufnehmen, indem er das Viele und Verschiedene unter Gesichtspunkte, Kategorien, Zweckbestimmungen usw. zusammenfasst und, was dahin nicht gehört, fallenläßt. An die Stelle der äußeren Realitäten setzt er Namen, Begriffe, Urteile, Gedanken. Und nur so umgearbeitet kann das äußerlich Seiende erinnert, Er-

lichkeit, als so zu verfahren? Sind solche Bilder möglicherweise eine Art von visuellen Begriffen, die wir für die Erkenntnis der Geschichte benötigen? Sofort wirft der geschichtswissenschaftliche Gebrauch von Bildern also grundsätzliche Erkenntnisfragen auf. Auch um diese Fragen zu reflektieren, haben wir die ikonische Verwendung oder zumindest Verwendbarkeit der Bilder zu unserem Auswahlkriterium gemacht, haben wir gezielt nach Bildwerken ge-griffen, die sich im Bildgedächtnis der europäischen Kultur besonders tief eingep-ägt haben und in ihrer verfestigten Form sogar als Leitikonen gelten können. Denn der unbewusst wirkenden Macht von Erinnerungsbildern entkommt nicht, wer den ikonischen Bildgebrauch zu vermeiden trachtet. Damit würde man sich nur von einem Leitmedium der europäischen Überlieferung abschneiden und vermutlich vergeblich gegen die Prinzipien der Erinnerung selbst anrennen. Stattdessen kommt es darauf an, darüber nachzudenken, was wir tun, wenn wir uns in Gedankenbildern bewegen, kommt es auf die Bewusstmachung und Reflexion der überkommenen Praxis an. Auch dazu leisten die hier versammelten Fallstudien einen Beitrag.

Vom heutigen mnemotechnisch-ikonischen Gebrauch der Adelsbilder ist ihre zeitgenössische Verwendung zu unterscheiden. Hier kommen, wenn wir Bredekamps Begriff ausweiten, mehrere Arten von „Bildakten“ in den Blick. So werden verdiente Männer und Frauen durch die Aufstellung von Bildern im öffentlichen Raum geehrt und aus der Menge auch von übrigen politisch Berechtigten herausgehoben. Oder Familien wenden große Summen auf, um einzelne Mitglieder im Bild zu verewigen, sei es durch aufsehererregende Porträts, sei es durch kostbare Medaillen oder aufwendige Grabmäler. Solche Bildwerke können Statuen sein oder Reliefs oder Bilder in Form von Fresken oder Tafeln. Sie können isoliert erscheinen, etwa als Denkmäler, oder eingebunden in multimediale Installationen wie z.B. Grabmäler, die häufig Bildwerke mit weiteren Medien wie Wappen und Inschriften kombinieren. All dies soll hier unter den Begriff der Adelsbilder fallen.

Gemeinsam ist ihnen das Sichtbar-Halten von Menschen, die gegenüber dem Gemeinwesen in Anspruch nehmen, adlig, das heißt: wegen der eigenen Bedeutsamkeit öffentlich herausgehoben zu sein. Für jedermann sichtbare, stolz präsentierte An-Zeichen dieser herausragenden Stellung als „Beste“, als durch Tradition und Anerkennung legitimierte Leiter und Lenker eines Gemeinwesens, waren beispiels-

---

innerung werden.“ *Droysen, Historik* (wie Anm. 2), 8. Zwei Seiten weiter bezeichnet Droysen diese umgearbeiteten Geschichtsvorstellungen als „Gedankenbilder“.

weise das Pferd ebenso wie Waffen und Panzerung, der Schild und sein Schmuck, der zum Wappen werden konnte, der ästhetisch verfeinerte Umgang mit Körper und Haar, extravagante, kostspielige Kleidung, eine in jeder Hinsicht unabhängige Haltung bzw. ein selbstbewusstes, freies Auftreten. Weitere solcher Rangzeichen ließen sich aufzählen. Für unsere Fragestellung genügt es festzuhalten, dass der Adel ein permanentes und grundsätzliches Interesse an visueller Kommunikation besaß. Adlige wollten selbst über das Lebensende hinaus sichtbar und wirksam sein, stets sollte ihrer erinnert und der Ruhm der eigenen Person und Familie an die nachkommenden Generationen weitergetragen werden – natürlich in Form prachtvoller Grabdenkmäler und elaborierter Grabinschriften, aber auch in Gestalt großer Bauvorhaben und sonstiger architektonisch ambitionierter Monumente, schließlich in Form zahlloser kleinerer oder größerer Stiftungen auf den unterschiedlichsten Feldern der Wohltätigkeit und des mäzenatischen Engagements. Alle diese Aktivitäten waren auf das Gemeinwesen bezogen und sollten wie ihre Auftraggeber im Licht der Öffentlichkeit stehen, von möglichst vielen an möglichst prominenten Orten gesehen werden.

An diesen Bemühungen um möglichst große Sichtbarkeit der eigenen wie der familiären Verdienste tritt eine elementare Strukturbeziehung zwischen Adel und Visualität zutage, wie sie sonst wohl nur noch für den Kultus und die Oberhoheit von Gemeinwesen existiert: Adel bedurfte der steten Kommunikation mit der Gemeinschaft. Aus ihr bezog er seine Legitimation, weil er stellvertretend für die Gemeinschaft bestimmte Herrschaftsaufgaben im Interesse derselben wahrnahm und sich ihr gegenüber rechtfertigen musste. Die visuelle Kommunikation war ein konstitutives Element dieses ständigen Austauschs mit dem Gemeinwesen, die öffentliche Existenz Ausgangs- und Zielpunkt adligen Lebens. Der Adel suchte das Licht der Öffentlichkeit, während einige auf Diskretion und Verschwiegenheit bedachte heutige Funktionselementen oder verbrecherische Organisationen wie die Mafia es grundsätzlich scheuen, eine öffentliche Existenz zu führen, vor möglichst vielen aufzutreten, sichtbar Herrschaft auszuüben, vor aller Augen zu entscheiden und dabei die Blicke der Öffentlichkeit zu ertragen.

Was jene öffentliche Existenz des Adels bedeutete, wird gleich genauer auszulegen sein.<sup>13</sup> Hier kommt es zunächst auf ihre Konsequenzen für die Bildzeugnisse an.

---

13 Vgl. Abschnitt II.



Aus der intrinsischen Beziehung zwischen Adel und Sichtbarkeit ergab sich, dass der Adel schon in der Kommunikation unter Anwesenden die visuelle Kommunikation kultivierte. Adlig sein hieß, das eigene Auftreten und die eigenen Attribute in Rangzeichen verwandeln zu können, hieß folglich, zum Experten in visueller Kommunikation zu werden. Dies setzte sich mit den Bildwerken fort. In ihnen wurde die adlige Sichtbarkeit auf Dauer gestellt. Die Bilder untermauerten den Anspruch des Adels und schrieben seinen Status fest. So verstanden, sind Adelsbilder Instrumente zur Herstellung gesellschaftlicher Distinktion. Sie zielten auf die Gesellschaft, sollten auf sie wirken, waren daher stets an eine Allgemeinheit adressiert, auch wenn nicht jedermann Zugang zu ihnen besaß.

Unsere Auswahl hat sich an beidem orientiert: am zeitgenössisch-sichtbar-machenden wie am ikonisch-mnemotechnischen Gebrauch der Adelsbilder; an der Bedeutung für ihre jeweilige Gegenwart wie an ihrer Bedeutung für uns. Vorgenommen haben wir uns, die Bildwerke als Quellen eigenen Rechts zu interpretieren: so, dass wir darin etwas freilegen, was Textquellen so nicht zu entnehmen ist, was über sie hinausführt. Was aber ist in diesen Adelsbildern zu sehen?

## II. Nicht bloß Normvorstellungen: Adelsbilder als Zeugnisse aristokratischer Haltung

Was besagen die gewählten Quellen über den Adel einer Zeit? Laufen wir nicht Gefahr, einer idealisierten Selbstdarstellung auf den Leim zu gehen?

Richtig ist: Solche Quellen inszenieren einen Auftritt. Sozial wie künstlerisch bleibt dabei nichts dem Zufall überlassen. Adelsbilder sind in der Tat künstlich (und oft auch künstlerisch) gemacht: Alles ist auf größtmögliche Wirkung berechnet. Insofern handelt es sich in der Tat um kalkulierte Selbstdarstellungen. Was wir auf diese Weise finden, ist zunächst das Vornehmheits*ideal* der Adelsformationen, die sich in den Bildwerken darstellen ließen. Wir sehen die Norm, auf die sie sich verpflichteten, den Maßstab, an dem sie gemessen zu werden beanspruchten.<sup>14</sup>

Aber wir sehen noch mehr. Wir sehen etwas, das wir im Anschluss an einen so-

---

<sup>14</sup> Inwieweit die dargestellten Adligen den visuell propagierten Normen auch entsprachen, können wir den bildlichen Quellen nicht entnehmen. Das ist eine andere Diskussion und bedarf (kollektiv-)biographischer Untersuchungen, die jenseits der Fragestellung dieses Sammelbandes liegen, hier weder geleistet

ziologischen Begriff als „Habitus“ bezeichnen wollen: als eine ‚Haltung‘, in der Denken (Gesinnung, Selbstverständnis, Anspruch) und Handeln (Auftreten, Leisten, Wirken) zusammenfallen. Es ist hier nicht der Ort, um auf Herkunft und Nuancen dieses vielschichtigen – auch umstrittenen! – Begriffs einzugehen.<sup>15</sup> Es soll genügen, den Habitus im Anschluss an Pierre Bourdieu zu definieren als eine fest in den Individuen verankerte, kollektive Handlungspräferenz, die sich konkret in einer Haltung manifestiert: im Auftreten, Mienenspiel und Gebaren von Individuen, ihrer Kleidung etc., darüber hinaus aber den Menschen und ihrem Handeln in noch viel mehr Hinsichten gruppenspezifische Züge verleiht: ihren Einstellungen und Überzeugungen, Normvorstellungen und Idealen wie ihren Entscheidungen für oder gegen bestimmte Schulen, Laufbahnen, Ehepartner, religiöse und politische Optionen... Die „Haltung“, die der Habitus hervorbringt, ist mithin konkret, aber auch im übertragenen Sinn zu verstehen. Dabei kann das konkrete Auftreten als Indikator betrachtet werden. In ihm erschöpft der Habitus sich nicht. Vielmehr zeigt das Auftreten eine existenzielle Prägung an, die sich auf jeden Bereich der Lebenspraxis auswirkt.

Als Handlungspräferenz ist der Habitus die Art, wie jemand sich *auf andere* bezieht, wie er oder sie sich äußerlich, sichtbar, verbindlich *in einem sozialen Zusammenhang* positioniert. Zugleich wirkt diese Präferenz auf den Einzelnen zurück, indem sie Denk- und Handlungsmuster erzeugt, die mit der sozialen Positionierung zusammenhängen. Das heißt, der Habitus liegt dem Selbstverständnis, den Prinzipien der eigenen Lebensführung, der bewussten Handlungssteuerung voraus, er bringt sie überhaupt erst hervor, formt und strukturiert sie, indem er Angemessenheitsurteile generiert. Dadurch ist der Habitus mehr als Norm und Präention. Er ist immer schon gelebte Praxis. Er ist ein soziales Faktum, das als Verhältnisbestimmung in beide Richtungen weist: auf die Gruppe, die den jeweiligen Habitus zeigt, wie auf die Gesellschaft, in der die Gruppe sich damit positioniert.<sup>16</sup>

---

werden sollen noch können. Gleichwohl gelangt der vorgeschlagene Ansatz, wie gleich zu zeigen sein wird, über die bloße Rekonstruktion von Normen hinaus

15 Eine ausführliche Auseinandersetzung mit diesem Begriff, seiner Geschichte und seinen diversen Bedeutungen bei Karl Mannheim, Erwin Panofsky und Pierre Bourdieu in *Johannes Süßmann*, *Vergemeinschaftung durch Bauen. Würzburgs Aufbruch unter den Fürstbischöfen aus dem Hause Schönborn*. (Historische Forschungen, Bd. 86.) Berlin 2007, 172–175; *Peter Scholz*, *Den Vätern folgen*. Sozialisation und Erziehung der republikanischen Senatsaristokratie. Berlin 2011, 19–22.

16 Das hartnäckigste Missverständnis gegenüber dem Habitus-Begriff liegt in der Annahme, man könne

Gewiss gehören zum Habitus auch Ideale – wie etwa das „Vornehmheitsideal“, von dem Max Weber bei seiner Bestimmung der Aristokratie spricht<sup>17</sup> –, Normen, das Ethos und das Selbstverständnis eines Menschen, aber all das erschöpft den Begriff nicht. Denn Ideale, Normen, das Ethos und Selbstverständnis sind notwendig bewusst und absichtsvoll; der Habitus hingegen schließt alle Präferenzen ein, die das Handeln einer Gruppe bestimmen, auch die unbewussten, unbeabsichtigten. Wer sich wie wir die Aufgabe stellt, den Habitus von Adligen freizulegen, bleibt also gerade nicht bei ihrem Selbstverständnis stehen. Er sucht vielmehr, ausgehend von dem manifesten Handeln und der manifesten Haltung, auf die zugrundeliegenden Handlungspräferenzen zu schließen.

Bezogen auf diesen Ansatz können Adelsbilder nicht lügen. Denn unser Interesse gilt gerade dem Manifesten: Was in den Zeugnissen vornehm sein soll und warum dafür Herausgehobenheit beansprucht wird, lauten unsere Fragen. Wir möchten die visuellen Begründungen explizieren, die für die hergestellte Sichtbarkeit des Adels gegeben werden. So nehmen wir die Schauseite der Bilder ernst, nehmen wir sie bei dem, was sie zeigen und gehen dennoch darüber hinaus. Der Ansatz ist so gewählt, dass er die Zeugnisse zu Primärquellen macht. Dass wir uns von Inszenierungen blenden lassen, ist *per definitionem* ausgeschlossen – inszenierten Habitus gibt es nicht.<sup>18</sup> Nur ob uns die Darstellung überzeugt, ob die in den Bildern gezeigte Hal-

---

solche Haltung für sich allein einnehmen und dabei willkürlich nach den eigenen Präferenzen formen. Darauf lässt sich replizieren: Wer so denkt, möge es doch einmal versuchen! Schon das Gedankenexperiment zeigt, dass jeder Auftritt auf eine vorgängige Sozialität bezogen ist, die ihn, wenn er als unangemessen empfunden wird, unweigerlich sanktioniert. Daher kann jeder Habitus auch im Hinblick auf die sozialen Verhältnisbestimmungen analysiert werden, die er voraussetzt und damit zugleich dokumentiert.

17 Dazu mehr unten Abschnitt III.

18 An dieser Stelle zeigt sich, dass man den Begriff des Habitus streng von dem des Lebensstils unterscheiden muss – eine kategoriale Differenzierung, die selbst vielen Sozialwissenschaftlern fehlt, möglicherweise weil ihre Gegenwartserfahrung sie noch nicht dazu zwang. Lebensstile, so hat sich nämlich (erst?) seit den 1980er Jahren gezeigt, kann man wechseln wie eine Bezugsgruppe, Kleidung oder eine Wohnungseinrichtung. Inzwischen sind solche Häutungen (etwa vom Hippie oder Punk zum Lohas [Lifestyle of Health and Sustainability]) akzeptierter Bestandteil von Lebensläufen. Ganze Industrien leben vom Austausch der zugehörigen Accessoires. Soziologen prägten dafür die Formel „Pluralisierung der Lebensstile“ (z. B. *Wolfgang Zapf, Sozialstruktur und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik Deutschland*, in: Werner Weidenfeld/Hartmut Zimmermann [Hrsg.], *Deutschland-Handbuch. Eine doppelte Bilanz 1949–1989*, Bonn 1989, 99–124). Damit stellen sie klar: Lebensstile verdanken sich bewusster Wahl und Entscheidung. Sie bleiben transitorisch und damit äußerlich. Der Habitus hingegen ist Schicksal. Er ist die dauerhafte Prägung durch den sozialen Ort und das Milieu, in das man durch seine Geburt gestellt ist. Selbst wer dagegen aufbegehrt, entkommt seiner Prägung nicht und muss sich lebenslang damit auseinandersetzen. In der Re-

tung aristokratisch, ihre Begründung gemeinwohlbezogen und universalistisch ist, bleibt zu erörtern.<sup>19</sup> Dieses Urteil aber können uns die Quellen ohnehin nicht abnehmen; das müssen stets wir selbst fällen.

Was ist mit „aristokratischem“ Habitus gemeint? Unsere Überlegungen zum Adelsbegriff im folgenden Abschnitt vorwegnehmend, lassen sich zwei Gesichtspunkte nennen. Unter Aristokraten sind Männer und Frauen zu verstehen, die beanspruchten, bestimmte krisenträchtige Aufgaben im Gemeinwesen besser bewältigen zu können als alle anderen und diese Qualifikation mit ihrer Vornehmheit begründeten. Der deutsche Begriff „Adel“ entspricht in seiner Bedeutung den griechischen *aristoi*: Als ‚Edle‘, ‚Vornehme‘, ‚Beste‘ stachen die sich selbst so Verstehenden hervor. Ihre Vornehmheit konnte unterschiedliche Ausprägungen annehmen, entscheidend war, dass sie auf Unabhängigkeit beruhte. Aristokraten waren vornehm, sofern sie weder ökonomisch noch politisch auf Führungspositionen angewiesen waren, sondern diese aus freien Stücken und auf eigenes Risiko übernehmen konnten.

Wenn auf Unabhängigkeit gegründete Vornehmheit als Qualifikationsnachweis galt, musste sie vorgeführt werden. Das heißt, Herausgehobenheit und Sichtbarkeit gehören integral zum Begriff der Aristokratie. Aristokraten mussten immer und überall so agieren, als seien alle Augen auf sie gerichtet, sie mussten den Anspruch auf permanente Herausgehobenheit in eine selbstverständliche Form ihrer Haltung verwandeln. Damit ist nicht gemeint, sich vor anderen zu produzieren und ihnen etwas vorzuspielen, ein Verhalten, an dem im Gegenteil die bloß „prätendierte Aristokratie“ im Sinne Max Webers zu erkennen wäre. Gemeint ist vielmehr, dass der Grund für die eigene Herausgehobenheit: das, was zur Führung qualifizierte, zur selbstverständlichen Haltung geworden war, zu einer zweiten Natur, die jederzeit die Blicke aller andern ertrug.

Demnach waren es Aristokraten gewohnt, sich beständig in der Allgemeinheit aufzuhalten, diese auszuhalten und zu lenken. Aristokratisches Denken und Handeln bezog sich, mal insgeheim, mal ostentativ, auf diese Allgemeinheit; vor dieser mussten die Aristokraten sich verantworten, in ihrem Namen übten sie Herrschaftsaufgaben aus, an diese waren sie rückgebunden. Die eigene Vornehmheit bzw. Un-

---

gel wird die Prägung jedoch akzeptiert und zunächst durch Erziehung und Bildung, später durch das eigene Handeln zu eigen gemacht und entwickelt. Was sich inszenieren lässt, ist also immer nur ein Lebensstil, nicht der Habitus.

<sup>19</sup> Mehr dazu unten Abschnitt III.

abhängigkeit bewies sich an der Leistung, zu der sie befähigte, und den Ehren, die man im Gemeinwesen erwarb. Sie begründeten oder befestigten den persönlichen Ruhm und den der Familie. Für das Gemeinwesen drückten die Ehrungen den Willen aus, sich der besonderen Taten einzelner Mitglieder zu erinnern, um dadurch Einsatzbereitschaft und Hingabe für die Gemeinschaft zu stärken.

Das permanente Leben in herausgehobener Stellung wurde zur festen Haltung, zur zweiten Natur der Adligen. Für diese war es selbstverständlich, in und vor, aber auch vor allem zugunsten der Allgemeinheit ihren Mann oder ihre Frau zu stehen. Entsprechend selbstverständlich war es für sie, auch im Medium der Bildnisse der Allgemeinheit entgegenzutreten und sich als Besondere zu zeigen, zumal diese Art sichtbar herausgehobener Präsenz den Vorteil bot, dass man in vervielfältigter Form an mehreren Orten zugleich auftreten und darüber die Erinnerung an die eigene Person dauerhaft wachzuhalten vermochte. Aus diesem Grund ist bei Adelsbildern, die einen aristokratischen Habitus darstellen, die Allgemeinheit stets mitgedacht, die Reaktion des Gemeinwesens vorweggenommen, manifestiert sich in allen Bildern ein- und dieselbe aristokratische Haltung – die Rückbindung an den öffentlichen Raum.

Nach der Art, wie diese jeweils hergestellt wird, können wir die Bildzeugnisse folglich befragen. Das Interesse an der dargestellten Vornehmheit lässt sich dahin gehend konkretisieren, dass wir zum einen schauen wollen, wie die aristokratische Unabhängigkeit in den Bildwerken begründet wird, zum andern welche Leistungsmöglichkeiten für die Allgemeinheit damit in Aussicht gestellt oder als bereits erfolgt vorgeführt werden.

Rekonstruierbar ist dies auch aus denjenigen Adelsbildern, die entweder nur einem eingeschränkten Kreis von Betrachtern zugänglich waren, etwa in den repräsentativ gestalteten Empfangsbereichen von Burgen oder Schlössern, in Festsälen und Ahnengalerien, oder umgekehrt für den Markt und damit für ein anonymes, potentiell unbegrenztes Publikum angefertigt wurden wie Graphiken oder publizierte Photographien. Denn entscheidend ist nicht die tatsächliche Verbreitung, sondern wie die Bildwerke sich auf ihre Betrachter beziehen. Sofern es sich um Adelsbilder in dem hier entwickelten Sinn handelt, richteten sie sich an eine spezifische Allgemeinheit, der die Aristokraten sich selbst verpflichtet sahen, und zwar so, als würden alle zusehen.

Allerdings unterlag die Allgemeinheit ihrerseits dem historischen Wandel, variierten mit den Formen der Allgemeinheit auch die Medien, über die man sie erreich-

te. Zudem wird die Auswahl der Quellen durch die Überlieferung mitbestimmt. Daher stehen in den Vorträgen über die Face-to-face-Gesellschaften der Antike und des Mittelalters Statuen im Mittelpunkt, die dauerhaft in öffentlichen Räumen aufgestellt waren und sich gut erhalten haben, wenn sie den Metallräubern und Kalkbrennern entgingen. In den Beiträgen zur Neuzeit rücken hingegen die beweglich gemachten, das heißt vielfältig verwendbaren Tafelgemälde und Druckmedien ins Zentrum, zumal sie wohl wegen ihrer Mobilität in der Moderne weit zahlreicher erhalten blieben als feste Installationen für den öffentlichen Raum. Insofern spiegelt die Ungleichartigkeit unseres Materials die Geschichte und Überlieferung unseres Gegenstands.

### III. Adel in der Forschung

Die geschichtswissenschaftliche Forschung hat sich mit dem Phänomen des Adels immer schwergetan. In ihrer bildungsbürgerlichen Entstehungszeit erschien ihr der Adel vorwiegend als hemmende Kraft: als stärkster Gegner der fürstlichen Staatsbildung, die als Vorbereitung der nationalen verstanden wurde; als wichtigster Nutznießer der zu überwindenden Ständegesellschaft; als schlimmster Vergeuder des ökonomischen Mehrwerts, der vom Dritten Stand mühsam erarbeitet wurde. Erst die massive Opposition, die sich in den Revolutionen des 20. Jahrhunderts gegen alles Bürgerliche formierte und damit auch gegen die bürgerlichen Geschichtsbilder, kehrte diese Wertungen um.<sup>20</sup>

Wenn sie von rechts kam, sammelte sie sich unter der Fahne der Ungleichheit. Der Adel galt ihr als Gegenmodell zu dem, was man für die eigene Zeit als „Vermassung“ beklagte; als Vorbild einer Elite, deren Herrschaft auf Blutreinheit und Tugend gegründet war; als Identifikationsobjekt bei den Forderungen nach einem völkischen Ständestaat. Einflussreichster Protagonist der dadurch neu angestoßenen Forschung war im deutschen Sprachraum Otto Brunner<sup>21</sup>; seine, durch die Erfahrung

---

20 Vgl. für die deutschsprachige Mittelalterforschung die ebenso luzide wie materialreiche Studie von *Werner Hechberger*, *Adel im fränkisch-deutschen Mittelalter. Zur Anatomie eines Forschungsproblems*. (Mittelalter-Forschungen, Bd. 17.) Ostfildern 2005, für die Frühneuzeitforschung *Süßmann*, *Vergemeinschaftung* (wie Anm. 15), 19–23.

21 Zu nennen sind vor allem die Monographien *Otto Brunner*, *Land und Herrschaft. Grundfragen der*

des Nationalsozialismus modifizierte Adelsdeutung bestimmt noch den Artikel „Adel, Aristokratie“, mit dem 1976 der erste Band der „Geschichtlichen Grundbegriffe“ programmatisch eröffnet wurde.<sup>22</sup>

Dagegen trat seit den 1960er Jahren eine neue Generation von Adelforschern an. Das Tugendpathos, das über die völkisch-ständestaatlichen Implikationen gelegt worden war, sollte dem Adelsbegriff ausgetrieben werden. Vom Kopf eines als verlogenen empfundenen Selbstverständnisses gedachte man ihn auf die Füße seiner materiellen Interessen zu stellen. Vor allem Wolfgang Reinhard hat mit seinem Konzept der Verflechtung die Bahn gebrochen, um diese betont nüchterne Sicht zu etablieren.<sup>23</sup> In der gegenwärtigen geschichtswissenschaftlichen Forschung hat sie sich weithin durchgesetzt. Adel gilt seitdem als spezifische Ausprägung einer Herrschaftselite, die man strukturell mit anderen Herrschaftseliten vergleichen kann.<sup>24</sup> Adel wird also funktional verstanden: als Nutznießer von sozialer Ungleichheit und beschränktem Zugang zur Herrschaft. Das zeigt sich auch an den Forschungsfragen,

---

territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter. Brunn/Leipzig/Prag 1939; ders., Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhardts von Hohberg 1612–1688. Salzburg 1949. Die Auseinandersetzung mit Brunner füllt inzwischen eigene Regale. Eine historisierende, nicht verurteilende Einführung bietet Reinhard Blänkner, Von der „Staatsbildung“ zur „Volkwerdung“. Otto Brunners Perspektivenwechsel für die Verfassungshistorie zwischen völkischem und alteuropäischem Geschichtsdenken, in: Luise Schorn-Schütte (Hrsg.), Alteuropa oder Frühe Moderne? Deutungsmuster für das 16. bis 18. Jahrhundert aus dem Krisenbewußtsein der Weimarer Republik in Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft. (Zeitschrift für historische Forschung, Beih. 23.) Berlin 1999, 87–135.

22 Werner Conze/Christian Meier, Art. „Adel, Aristokratie“, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhard Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 1. Stuttgart 1976, 1–48.

23 Wolfgang Reinhard, Freunde und Kreaturen. „Verflechtung“ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600. (Schriften der Philosophischen Fachbereiche der Universität Augsburg, Bd. 14.) München 1979. Wieder in: ders., Ausgewählte Abhandlungen. (Historische Forschungen, Bd. 60.) Berlin 1997, 289–310. Reinhard hat diesen Ansatz später als „Mikrogeschichte“ bzw. „Mikropolitik“ bezeichnet und zu einer Art Universalschlüssel für die Erforschung des frühneuzeitlichen Adels erklärt, etwa in ders., Römische Mikropolitik unter Papst Paul V. Borghese (1605–1621) zwischen Spanien, Neapel, Mailand und Genua. (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Bd. 107.) Tübingen 2004.

24 So beispielsweise bei Wolfgang Reinhard (Hrsg.), Power Elites and State Building. The Origins of the Modern State in Europe 13th to 18th Century. Oxford 1996; kritisch dazu Ronald G. Ash, Staatsbildung und adlige Führungsschichten in der Frühen Neuzeit. Auf dem Weg zur Auflösung der ständischen Identität des Adels?, in: Geschichte und Gesellschaft 33, 2007, 375–397.

die heute im Zentrum stehen. Fast immer sind das die „sozialen Strategien“, um „hochzukommen“ und „obenzubleiben“.<sup>25</sup>

Vorausgesetzt wird in solchen Formulierungen, dass Hochkommen und Obenbleiben sich nicht von selbst ergeben, soll heißen, dass sie nicht Nebeneffekte sein könnten von Tätigkeiten, die anders motiviert sind. Durch die Rede von den „Strategien“ wird vielmehr unterstellt, dass es besonderer Anstrengung bedarf, um hochzukommen und obenzubleiben; dass diese Anstrengung gezielt verfolgt und zum Selbstzweck gemacht wird; dass dabei primär im Sinne eines technischen Interessenkalküls verfahren wird – zweckrational also. Die Annahme lässt sich wie folgt explizieren: Nach oben kommen will jede und jeder, und dieses Ziel verfolgt auch jede und jeder, nur einige verfahren dabei geschickter als andere. Deshalb braucht man sich mit der Frage nach den Handlungspräferenzen nicht aufzuhalten: Sie sind ohnedies bei allen die gleichen, man kann sich getrost auf die Mittel der Erfolgreichen konzentrieren.

Durch diese Präsupposition wird Adel zum Ergebnis partikularer Interessenverfolgung erklärt. Wenn alle hochkommen wollen, aber nur wenige es schaffen, kann deren Aufstieg nur auf Kosten der anderen gelingen. Nur indem sie primär für die eigene Familie und die eigenen Assoziierten sorgen, sollen Adlige diesem Denken zufolge ihre Stellung erlangt und bewahrt haben.

Dass in diesem Konzept dem Adel strukturelle Partikularität unterstellt wird, zeigt sich auch an der Illegitimität, die man Adelherrschaft als Herrschaft von wenigen über viele prinzipiell zuschreibt. Denn warum sollte die Forschung sonst das Auftreten des Adels, Zeremoniell, Selbstdarstellung, Repräsentation, Kulturpatronage immer wieder allein daraufhin untersuchen, wie sie die Sonderstellung des Adels rechtfertigen? Vorwiegend als ästhetische Manipulation und Propaganda zur

---

25 Am deutlichsten zeigt sich dies in der Forschung zum Adel in der Moderne, aber von dort hat es auf die Arbeiten zu allen anderen Epochen ausgestrahlt, charakteristisch etwa *Heinz Reif*, *Westfälischer Adel 1770–1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite*. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 35.) Göttingen 1979; *ders.*, *Sozialgeschichte des deutschen Adels*. Frankfurt am Main 1987; *ders.* (Hrsg.), *Adel und Bürgertum in Deutschland*. 2 Bde. (Elitenwandel in der Moderne, Bd. 1–2.) Berlin 2000/01; *Hans-Ulrich Wehler* (Hrsg.), *Europäischer Adel 1750–1950*. (Geschichte und Gesellschaft, Sonderh. 13.) Göttingen 1990; *Eckart Conze/Monika Wienfort* (Hrsg.), *Adel und Moderne. Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert*. Köln 2004. Ein Beispiel für die Ausstrahlung in die Frühneuzeitgeschichte ist *Michael Sikora*, *Der Adel in der Frühen Neuzeit*. (Geschichte kompakt.) Darmstadt 2009, in die Antike etwa *Hans Beck*, *Karriere und Hierarchie. Die römische Aristokratie und die Anfänge des *cursus honorum* in der mittleren Republik*. (Klio Beiträge zur Alten Geschichte, NF., Bd. 10.) Berlin 2005.



Verdeckung eines strukturellen Legitimitätsdefizits kommt die künstlerische Darstellung des Adels aufgrund der genannten Prämissen in den Blick.

So weit dieser Ansatz trägt, es gibt Zeugnisse und Befunde, die er nicht aufzuschließen vermag, etwa aristokratische Formen kultivierter Kommunikation und des Umgangs selbst unter erbitterten politischen Gegenspielern.<sup>26</sup> Sie veranlassen uns, die Perspektive auf den Adel erneut zu modifizieren. Dafür greifen wir auf Überlegungen zurück, die Max Weber dem Aristokratie-Begriff gewidmet hat. 1917 in der politischen Gelegenheitsschrift „Wahlrecht und Demokratie in Deutschland“ formuliert<sup>27</sup>, stellen sie, wie uns scheint, eine dezidiert liberale und demokratische Alternative zum Brunner'schen Ansatz dar. Zwei Punkte scheinen uns daran relevant.

Weber spricht nicht von „Adel“, sondern von „Aristokratie“. Das bezeichnet bei ihm: „eine Schicht – gleichviel, ob im Wesen feudal („Adel“) oder bürgerlich („Patriat“), die sich „politisch nutzbar“ machen lässt (S. 272). Webers Perspektive besteht also nicht darin, Adel als Usurpation von Herrschaft durch eine partikulare Elite aufzufassen. Vielmehr werden Aristokraten umgekehrt dadurch gekennzeichnet, dass sie „für den Staat leben können, nicht von ihm leben müssen“ (ebd., Hervorhebungen im Original). Der springende Punkt ist für Weber die Hingabe an die Politik, die Bereitschaft, sich in die Verantwortung nehmen zu lassen. Aristokraten sind ihm zu-

---

26 Beispiele aus verschiedenen Epochen dafür bei *Peter Scholz*, Die Kunst der Höflichkeit im spätrepublikanischen Rom. Humanitas als sozial distinguierender Verhaltensmodus der Senatsaristokratie, in: *Gisela Engel/Brita Rang/Susanne Scholz/Johannes Süßmann* (Hrsg.), *Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit*. (Zeitsprünge, Jg. 13, H. 3/4.) Frankfurt am Main 2009, 249–273; *Johannes Süßmann*, Höflichkeit in den französischen Religionskriegen, in: ebd. 497–509. Auch die neueste politikhistorische Überblicksdarstellung setzt andere Akzente: *Ronald G. Asch*, *Europäischer Adel in der Frühen Neuzeit*. Eine Einführung. Köln 2008. Wichtige Impulse gehen derzeit von dichten Forschungen über einzelne Adelslandschaften aus, beispielsweise von *Eckart Conze/Alexander Jendorff/Heide Wunder* (Hrsg.), *Adel in Hessen. Herrschaft, Selbstverständnis und Lebensführung vom 15. bis ins 20. Jahrhundert*. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, Bd. 70.) Marburg 2010; *Jan Harasimowicz/Matthias Weber* (Hrsg.), *Adel in Schlesien*. Bd. 1: Herrschaft – Kultur – Selbstdarstellung. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa, Bd. 36.) München 2010.

27 *Max Weber*, *Wahlrecht und Demokratie in Deutschland*, in: *Der deutsche Volksstaat*. Schriften zur inneren Politik. H. 2, Dez. 1917. Wieder in: ders., *Gesammelte politische Schriften*. Hrsg. v. *Johannes Winckelmann*. 5. Aufl. Tübingen 1988, 245–291 [nach dieser Ausgabe die Seitenangaben im Text]. Vgl. *Andreas Franzmann*, „Vornehmheitsideal“ und „Contenance“, „sturmfreie Existenz“ und „ökonomische Abkömmlichkeit“. Elemente einer impliziten Theorie der Aristokratie bei Max Weber. In: *Hans Beck/Peter Scholz/Uwe Walter* (Hrsg.), *Die Macht der Wenigen*. Aristokratische Herrschaftspraxis, Kommunikation und „edler“ Lebensstil in Antike und Früher Neuzeit. (Historische Zeitschrift, Beihefte, NF., Bd. 47.) München 2008, 343–365.

folge Menschen, die Herrschaftsaufgaben übernehmen, ohne davon profitieren zu *müssen*, Menschen, die zumindest die eigene Amtstätigkeit, wenn nicht die Regierung insgesamt aus eigenen Mitteln finanzieren. Insofern ist Aristokratie für Weber, bezogen auf das Gemeinwesen, in dem sie Herrschaftsaufgaben übernimmt, *per definitionem* Dienstadel, setzt sie ein Pflichtethos voraus bzw., allgemeiner gesagt, ein „Vornehmheitsideal“, zu dem die Hingabe an die Politik gehört.<sup>28</sup>

Schon diese erste Bestimmung macht deutlich, dass Weber keinen formalen oder funktionalen Aristokratie-Begriff entwirft, sondern einen qualitativen. Das zeigt sich auch daran, dass er von „echte[r] Aristokratie“ spricht (S. 270) und damit die Möglichkeit vorsieht, es könne auch angemäße, „angebliche“ Aristokratien geben. Eben eine solche möchte er in jener Schrift entlarven. Seine politische Pointe besteht in der Forderung, das Dreiklassenwahlrecht abzuschaffen, weil es weder durch Besitz zu rechtfertigen sei, noch durch eine Leistung, die der Herrenstand im Deutschland des beginnenden 20. Jahrhunderts erbringt. Einsatz für die Demokratisierung ist es also, dem Webers Aristokratie-Begriff entspringt! Weber entwickelt ihn als Maßstab, um die Legitimität faktisch in Anspruch genommener Privilegien zu bewerten. Der Begriff setzt daher ein Urteil voraus. Ihn zu verwenden, verpflichtet darauf zu klären, ob und inwiefern es sich bei einem Adel, den man untersucht, um eine „echte“ oder eine vorgebliche Aristokratie handelt.

Was ist nun für Weber das Kennzeichen einer echten Aristokratie? „Es ist unzweifelhaft, dass eine echte Aristokratie recht wohl ein ganzes Volk im Sinn und in der Richtung ihres Vornehmheitsideals zu prägen vermag. Denn die plebejischen Schichten ahmen ihre ‚Geste‘ nach“ (S. 270). Echte Aristokraten erkennt man nach Weber an der Universalisierbarkeit des Vornehmheitsideals, das sie vorleben. Sie stehen für etwas, das in einer bestimmten historischen Situation nur ständisch gebunden entwickelt werden konnte, was aber überständische Geltung besitzt und da-

---

28 Das Beispiel *in extremis* stellt sicherlich die republikanische Senatsaristokratie dar. S. hierzu die prägnante Formulierung von *Christian Meier*, *Res publica amissa*. Eine Studie zu Verfassung und Geschichte der späten römischen Republik. 3. Aufl. Frankfurt am Main 1997, 46f.: „Zu dieser Staatsbezogenheit gehörte es ferner, dass der gesamte senatorische Adel sich in der Erfüllung öffentlicher Aufgaben ständig und ohne Reserven erschöpfte. Noch in späterer Zeit galt es als selbstverständliche Pflicht der jungen nobiles und Senatorensohne, sich der Politik zu widmen. Wer es nicht konnte, versagte sich diesem Anspruch nur mit schlechtem Gewissen. Die Politik war das einzige wesentliche Lebenselement, die einzige wirklich standesgemäße Beschäftigung [...] Wer Politik trieb, gehörte zum Adel, und wer zum Adel gehörte, trieb Politik“.

her auf Dauer von den anderen Schichten übernommen wird. Mit der Nachahmung der aristokratischen Geste meint Weber nicht die Übernahme von Statussymbolen. Prägung des ganzen Volkes setzt vielmehr voraus, dass das universalisierbare Vornehmheitsideal von der Aristokratie authentisch – daher überzeugend! – vorgelebt wird und dass es sich als „Geste“ – also sinnlich vermittelt über körperlichen Ausdruck – mitteilt. Weber denkt an die Verkehrsformen der Franzosen und Italiener, entstanden aus der Prägung durch das Hofmannsideal der italienischen Renaissance bzw. das Ideal des Gentilhomme am französischen Hof; der englische Gentleman wäre zu ergänzen. Aristokraten sind für ihn, kurz gesagt, Protagonisten vornehmer Haltungen, in denen sich ein universalisierbares Ethos und eine universalisierbare Rationalität ausdrücken.

Die Vorteile dieser Perspektive scheinen uns evident. Sie löst den Adelsbegriff aus gegenwartsbezogenen Vereinnahmungen, historisiert ihn, indem sie trennscharfe Kriterien bietet für die Unterscheidung zwischen Herrschaftseliten allgemein und dem Spezifischen von Aristokratien. Und sie verknüpft das äußere Erscheinungsbild einer Aristokratie präziser mit ihrem Daseinsgrund als die Vorstellung von der Verdeckung struktureller Legitimitätsdefizite. Für Weber ist die Herrschaft einer echten Aristokratie *per definitionem* legitim. Für ihn gibt es darin kein Rechtfertigungsproblem, ist die Rede von den „Legitimationsstrategien“ schon im Ansatz verfehlt. Vielmehr muss die Frage lauten, ob in einer dargestellten „Geste“ oder Haltung sich universalisierbare Gehalte ausdrücken und wenn ja welche.

#### IV. Die Beiträge im Einzelnen

Im einleitenden Beitrag zu den antiken Adelsbildnissen („Vom *kouros* zum *togatus*. Öffentliche Bildnisse griechischer Aristokraten, hellenistischer Herrscher und römischer Senatoren“) arbeitet Peter Scholz anhand von vier öffentlich aufgestellten Statuen die zentralen Unterschiede in Repräsentation und Habitus der griechischen und römischen Führungsschicht heraus: In den archaischen Kouroi-Statuen dokumentiert sich der soziale wie auch ästhetische Führungsanspruch der griechischen Aristokraten – die aus Götterbildern entwickelten Bildnisse sind sinnfällige Beweise für die „Bestheit“ (*arete*) der Verstorbenen. In den hellenistischen Reiterstandbildern wird dieses aristokratische, Götternähe suggerierende Schönheitsideal fortentwickelt – die Könige treten in idealischen Posen auf, vor allem als siegende

Krieger, die in keiner konkreten historischen oder zeitgenössischen Situation agieren: Sie sind als machtbewusste Einzelne in ihrer Sieghaftigkeit dargestellt. Demgegenüber präsentieren sich die römischen Ritter und Senatoren – eine Togastatue und ein Reiterstandbild werden hierzu beispielhaft vorgestellt – grundsätzlich als politische Autoritäten, die sich in ihren Bildnissen an Familie, Tradition und Bürgerschaft gebunden zeigen und nachdrücklich auf ihre bereits erbrachten militärischen und zivilen Leistungen zugunsten der Allgemeinheit, auf ihre persönlichen *virtutes* und die daraus resultierenden öffentlichen Ehren (*honores*) verweisen.

Demgegenüber legt Stephan Selzer in seinem Beitrag zu den spätmittelalterlichen Adelsbildern („Adlige – Gruppen – Bilder. Eine Skizze zur zeichenhaften Verankerung von adeligem Herkunft und ritterlicher Leistung) dar, wie Adel und Rittertum am Ende des Mittelalters zu komplementären Begriffen wurden, ohne dass sie zu Beginn miteinander verbunden gewesen wären. Weil Adel und Rittertum unterschiedlich legitimiert waren, lief auch ihre Repräsentation auf jeweils spezifische Verbildlichungsformen hinaus. Wer adlige Qualität zu zeigen suchte, betonte das vornehme und weit zurückreichende familiäre Herkommen. Wer ritterliche Qualität beweisen wollte, betonte hingegen die individuellen kriegerischen Leistungen.

Im Adelsbild des Spätmittelalters dürften, so die Ausgangsüberlegung des Beitrags, beide Elemente eingelagert gewesen sein. Und je nach Kontext, so steht weiter zu vermuten, konnte entweder der ritterliche oder der aristokratische Aspekt stärker hervortreten. Um diese Zusammenhänge am Bildmaterial zu überprüfen, ist es entscheidend, die soziale Schichtung innerhalb des mittelalterlichen Adels zu berücksichtigen. Der Beitrag differenziert daher nach hochadligen und niederadligen Familien. Gewählt wird dabei Beispielmaterial aus dem spätmittelalterlichen Reich. Die Aufnahme des ritterlichen Modells durch Hochadlige wird an Reitersiegeln erörtert. Eine Analyse von Bildquellen aus dem niederadligen Milieu zeigt deutlich, dass sich hier die Erinnerung an das familiäre Herkommen mit einem gruppengebundenen Gedächtnis kreuzte. Diese Gruppenbindung war für den Niederadel höchst bedeutsam und wurde erst nach 1500 immer stärker von der Betonung des familiären Herkommens überlagert. Abschließend werden die Überlegungen an demjenigen Zeichen vertieft, dem die Zeitgenossen in einer Phänomenologie des Adels im Reich stets die höchste Bedeutsamkeit zusprachen: dem Wappen.

Dass die fortschreitende Etablierung neuzeitlicher Staatlichkeit den Adel unter Druck setzte, sich als Funktionselite in eine Anstalt einzuordnen, schildert der anschließende Beitrag von Johannes Süßmann („Vom Ritter gegen Tod und Teufel

über den Glaubensstreiter zum Kavalier. Zum Wandel der Adelsbilder in der Frühen Neuzeit“). Er skizziert, wie der frühneuzeitliche Adel im Reich und in Westeuropa gegen diesen Druck Daseinszwecke eigenen Rechts behauptete. Hierzu werden von ihm ausgewählte Adelsrepräsentationen analysiert, die zu visuellen Ikonen geworden sind (Werke von Dürer, Tizian, van Dyck u. a.), weil sie – im Wortsinn – vorbildlich Adlige als Vorkämpfer universalistischer Prinzipien präsentieren, die von niemand anderem als dem Adel entwickelt werden konnten. Der rasche Wandel wie auch die Inhalte dieser Prinzipien zeugen allerdings ebenso von der steigenden Argumentationsnot.

Im 19. und 20. Jahrhundert stellt sich angesichts des Funktionswandels des Adels durch seine „Abschließung“ in Republiken, der Explosion bildlicher Darstellungen im öffentlichen und privaten Raum und des spielerischeren Umgangs mit bildlichen Formen zunehmend die Frage, was als Adelsbilder identifizierbar ist und ob sich in ihnen noch ein verallgemeinerbarer Anspruch ausdrückt. Der Beitrag von Andreas Fahrmeir („Zwischen Bronzestatue und Aktionskunst: Bildhafte Inszenierungen adeliger Lebenswelten in England im 19. und 20. Jahrhundert“) diskutiert die Frage am Beispiel des britischen Adels ausgehend von der These von Peter Mandler, in den 1920er Jahren sei eine zunehmende Konvergenz zwischen Adelsbildern und Starbildern zu beobachten. Im Mittelpunkt stehen dabei die fallstudienartige Betrachtung der Repräsentation einzelner Familien (Curzon, Mitford) sowie die Erörterung der Rolle des Adels im Kontext der Suche nach Idealbildern im Kontext der Eugenik-Diskussion.

Walter Demel beschließt den Band mit einer Erweiterung der Perspektive auf den außereuropäischen Raum. Von ihm werden schlaglichtartig die bis dahin dargebotenen europäischen Adelsbilder („Adelsbilder von der Antike bis zur Gegenwart. Zusammenfassung und Ausblick“) mit öffentlichen Bildern anderer Kulturen verglichen: Die Statuen des Alten Ägypten repräsentieren freilich weniger das individuelle Ideal, als vielmehr das überzeitliche göttlicher Schönheit. Eine größere Affinität mit den europäischen Führungsschichten wies der Vergleich mit mittelalterlichen Eliten Japans auf, die vornehme Herkunft mit militärischer Schlagkraft vereinten. Eine größere Distanz lässt sich zu den „gesichtslosen Eliten“ der islamischen Welt beobachten, die allein als Funktionseleiten auftreten, ansonsten nicht öffentlich in Erscheinung treten und – aufgrund des Bilderverbots durch den Koran und des Mangels an zentralen öffentlichen Plätzen – auch keine Bilder von sich ausstellen durften. Eine ähnliche ‚staatliche Indienstnahme‘ durch die monarchische Oberherr-

schaft zeigt sich im Fall der chinesischen Führungsschicht seit der Songzeit: Auch hier vermochte sich nicht dauerhaft eine fest umrissene Adelschicht zu etablieren und durch ihre Taten zugunsten der Allgemeinheit dauerhaft in die Erinnerung der Nachwelt einzuschreiben. Gerade der interkulturelle Vergleich verdeutlicht und belegt mittelbar wiederum die besondere Bedeutung der Sichtbarkeit der europäischen Aristokraten – als strukturbildendes und verbindendes Merkmal dieser aristokratischen Kultur, die eine Traditionslinie von der griechisch-römischen Antike bis zur Neuzeit bildete und auch die weitere historische Entwicklung des demokratisch verfassten Europa nachhaltig bestimmt hat und auch weiterhin bestimmen wird.